Mit uns allen sei der Friede, den Christus bringt, Amen.

L.G.,
im Zentrum des Markusevangeliums, genau in der Mitte des Evangeliums, dort, wo es mit Jesus eigentlich bergauf geht, kündigt Jesus den Jüngern seinen bevorstehenden Tod an. Nicht furchtsam, nicht, um etwas Schreckliches zu vermeiden, nicht selbstmitleidig, sondern ganz bewusst entscheidet er sich in die „Höhle des Löwen", also nach Jerusalem zu gehen, um dort im Tempel seine Botschaft von der alles überwindenden Liebe Gottes zu verkünden.
Bis zu diesem Zeitpunkt war Jesus nur in Galiläa gewesen, im Norden des Landes Palästina. Seine Wanderung hatte vielversprechend begonnen: Jünger hatten sich gefunden, die mit ihm zogen; viele Menschen hatten ihn begeistert aufgenommen, hatten ihm geglaubt und selbst angefangen, wie Jesus zu glauben, dass Gott ein Vater aller Menschen ist, barmherzig, nah und gnädig. Jesus konnte sich fühlen wie der *Sämann*, dessen Saat aufgeht und hundertfache Frucht bringt. Dann allerdings waren auch die Schriftgelehrten und Pharisäer aufgetreten, hatten *Misstrauen* gesät und Enttäuschung angefacht. Da hatte sich nach und nach der Jubel um ihn gelegt, und nur die Jünger sind noch bei ihm, als er zunächst weiter *nach Norden* zieht, fast so, als wolle er das Land verlassen.

Ob ihm die *abnehmende Sympathie* nicht wehgetan hat? Doch Jesus überwindet den Schmerz und stellt sich einer Entscheidung, die unausweichlich ist – auch wenn sie Leiden verursachen wird: *Entweder* ausweichen, sich in Sicherheit bringen, die gute Botschaft nur noch dort weitergeben, wo keine hasserfüllte, keine aggressive Ablehnung oder gar Verfolgung droht, *oder* mitten hineingehen in den Konflikt, in die Auseinandersetzung um das richtige Verhältnis zu Gott.
Jesus, wie ihn die Evangelien schildern, *konnte* seine Botschaft nicht „dosieren", er war kein Taktiker, er war ja identisch mit dem, was er sagte und tat. So *musste* er seine Gegner herausfordern und geradezu zwingen, sich vor aller Welt dazu zu bekennen, dass sie entschlossen waren, *die Liebe ans Kreuz zu nageln*. Wollte er die maßgeblichen Würdenträger der Jerusalemer Tempelaristokratie stellen, so musste Jesus jetzt seine Richtung ändern, *nach Süden* ziehen, hinauf aufs judäische Gebirge, nach Jerusalem.
Und sofort bricht auch ein interner Konflikt mit seinem Jüngerkreis auf. Denn Petrus, der spätere Apostel, will nichts davon hören, dass Jesus den Weg des Leidens gewählt hat. Er bangt um das Leben Jesu – ganz zu recht, wie wir wissen, und Petrus empfindet genau wie wir, denn auch Petrus ist ein *Leidensvermeider*.

Leiden zu vermeiden: darin sind auch wir geübt und ziemlich gut. Dabei spielen *Medikamente* eine große Rolle, wenn es um *körperliche* Schmerzen, vom harmloseren Kopfweh bis hin zur rettenden Schmerztherapie geht, die mittlerweile – Gott sei Dank – vielen Schwererkrankten

und Sterbenden große Hilfe leistet. Wir kennen aber auch noch andere *Vermeidungsstrategien*, die uns Leiderfahrungen ersparen sollen: Man geht bestimmten Menschen einfach aus dem Weg, damit es keinen Streit gibt, beantwortet bestimmte Briefe oder e-mails lieber nicht, weil sie einem unangehm sind, setzt sich bestimmten Situationen, zB Prüfungen, nicht aus, damit man sich nicht schwach oder unfähig fühlt. Und wenn es trotzdem zu Krisen kommt, sind viele unserer Mitmenschen schnell bei der Hand mit Mitteln, die Gefühle wie Verlassenheit, Angst oder Depression oder alle zusammen betäuben: *Alkohol*, rasend *laute Musik*, *Drogen* oder im schrecklichsten Fall: *Gewalt*, die das Leiden nach außen trägt und anderen zufügt. So geschieht es ja immer wieder, wenn jemand ausrastet und Amok läuft.

Ich kann es so gut verstehen, dass Petrus Jesus davon abhalten will, sich mit den Hohepriestern anzulegen. Er liebt seinen Meister, er will ihn nicht verlieren. Jesus spürt die Angst des Petrus und seinen Wunsch, ihn von dem bevorstehenden Leidensweg abzubringen. *Aber was wäre dann?* Ist nicht gerade dann eine innige Nähe zwischen uns Menschen und zwischen uns und Gott am stärksten, wenn wir das Leben nicht vollständig in der Hand haben, wenn wir gemeinsam bangen, Trauer und Schmerzen aushalten müssen? Die Bilder der Angehörigen und Retter, die in der Türkei und in Syrien gemeinsam um die Opfer des Erdbebens weinen, zeigen eine menschliche Nähe, die wir selten erleben. Und viele von uns, die Kranke oder Sterbende oder anders Leidende begleitet haben, wissen, wie dicht die Atmosphäre dort ist, wo man *gemeinsam* Ohnmacht spürt und nicht alles unter Kontrolle hat.

So erinnert uns nun das Evangelium dieses letzten Sonntags vor der Passionszeit daran, dass es zum Kern unserer christlichen Existenz gehört, Jesus auf seinem Kreuzweg nachzufolgen, d.h. uns einzuüben im Leiden, wo es sich zeigt, und uns mit der Forderung Jesu auseinanderzusetzen, dass wir uns selbst verleugnen sollen. Also nicht immer nur ausweichen, betäuben, verdrängen – auch wenn das unsere erste spontane Regung sein mag. Was sicher nicht heißt, dass wir uns in Leid- und Kränkungserfahrungen wohlig einnisten sollen; das wäre eine pervertierte *masochistische* oder *narzisstische* Fehlinterpretation, die mit dem Weg Jesu nichts zu tun hat. Schließlich hat ja gerade *er* geheilt, getröstet, geholfen. Aber er hat den Tod nicht abgeschafft, er hat nicht *alle* Kranken heilen, nicht *alle* Tränen abwischen können: Wir kommen um Trauer, Unglück und Schmerz nicht herum im Leben.

Unser Leiden mit seinem Leiden innerlich zusammen zu bringen, ja zusammenzudenken, sein Leiden, seinen Weg nach Jerusalem zu verstehen als den Weg der Liebe, den er für uns bis zum bitteren Ende am Kreuz gegangen ist: das sind große Worte! Was können sie *konkret* für uns bedeuten?

Zunächst (1.): Nicht auszuweichen, nicht oberflächlich zu werden, nicht immer den Weg des geringsten Widerstands zu gehen. Es sind unter denen, die in Belarus gegen die Gewaltherrschaft des Machthabers Lukaschenko und vor allem, die in Russland öffentliche Kritik an dem Diktator und Kriegsverbrecher Putin äußern, auch Christen: Menschen, die ihre Freiheit und manchmal ihr Leben riskieren, weil sie sich nicht belügen und mundtot machen lassen wollen, die den Krieg und das massenweise Töten beim Namen nennen, weil sie für ihre Söhne, Männer und Brüder eintreten, die als Kanonenfutter in die Ukraine geschickt wurden. Ebenso befinden sich auch Christen unter den zehntausenden Gefangenen in Iran: Menschen, die um ihre Freiheit, ihre Menschenwürde kämpfen und die sich innerlich an Jesus orientieren, dem menschgewordenen Gott. An ihrem Beispiel können wir in unserer Gegenwart ermessen, zu welcher Selbstverleugnung ein Glaube befähigen kann, der es mit der Nachfolge Jesu ernst meint und ernst damit macht.
Indem wir uns an ihre Seite stellen, für sie beten, für die Menschen in der Ukraine und in den Erdbebengebieten sammeln und spenden, wenn wir also das, was sie auf sich nehmen und erleiden, in unser Leben hineinlassen, bedeutet das für uns: Nicht immer den Weg der Schonung zu gehen, um sich selber durch weitestgehende Leidensvermeidung oder Verdrängung möglichst vor unangenehmen Empfindungen oder Gefühlen zu schützen.

Wir werden dann (2.) begreifen: Diese Haltung ruht auf einem positiven Fundament. Sich ins Leiden einüben heißt nicht, alles in ein trübes Licht des Verdachts zu rücken, dass man dem Guten im Leben nicht trauen dürfe. Es geht genau umgekehrt. So, wie Jesus froh die Hochzeit zu Kana mitfeiern und sich an den Vögeln unter dem Himmel und an den Kindern freuen konnte, die man zu ihm gebracht hat, so wie er offen und herzlich mit den einfachen Menschen gesprochen hat, wie er sich an dem vollen Fischnetz und an der wachsenden Saat zu erfreuen vermochte, so wollen auch wir das Glück unseres Lebens und die fröhlichen Stunden in uns wirken lassen. Und *Gott auch im Glück nahe kommen* und als es als Segen verstehen, wenn manche unserer Wünsche in Erfüllung gehen. Auf Leiden bereitet man sich nicht durch trübe Gedanken vor, sondern dadurch, dass wir uns freuen, wenn es etwas zum Freuen gibt, und dafür wirkliche Dankbarkeit empfinden.

(3.) Vorbereiten auf das Leiden, das jedem widerfährt, können wir uns vielmehr durch *Mitleiden.* Ich sage jetzt ausdrücklich Mit*leiden* und nicht Mitf*ühlen*, um deutlich zu machen, dass es in ganz bestimmten Situationen darum gehen kann, fremdes Leiden *rückhaltlos* zu seinem eigenen Leiden zu machen und die professionelle Schutzdistanz, die Menschen in helfenden Berufen aus guten Gründen anempfohlen wird, einmal für eine begrenzte Zeit aufzugeben.

Natürlich ist es schwer, das Leiden anderer auf solche Weise mitzutragen. Krankheit anderer kann einem selber Angst machen. Schwachheit will man schon gar nicht sehen, weil jeder

von uns sich davor fürchtet, selbst einmal schwach zu werden. Und wenn wir gegenwärtig täglich an das unsagbare Leid der Menschen in Syrien, in der Türkei, in der Ukraine denken, dann spüren wir oft eine hilflose Ohnmacht und manchmal auch eine Art Beschämung, wie gering unsere tätige Hilfe für sie ist, gemessen an dem Leid, das sie ertragen müssen.

Mitleiden mit denen, die furchtbare Not leiden, die krank oder in tiefer Trauer sind oder die sich innerlich ausgebrannt fühlen: das hilft uns, unsere eigenen Grenzen rechtzeitig kennenzulernen, und das meint auch: die Grenzen unserer eigenen Sicherheit und Stärken kennenzulernen. Dies trägt dazu bei, dass das Leiden uns nicht eines Tages als etwas völlig Unerwartetes und Unbegreifliches überrascht und als eine Erfahrung überwältigt, mit der wir nie gerechnet hätten und die uns dadurch uns selbst und unserem bisherigen Leben total entfremdet.

L.G., mit Jesus mitgehen in seinem Leiden, wenn wir leiden – mit unserem Nächsten mitgehen in seinem Leiden: das ist der Weg, auf dem wir Gott am nächsten kommen. Das ist die Verheißung, die im Hintergrund der so schonungslos erscheinenden Antwort Jesu an Petrus in unserem heutigen Evangelium steht: *Du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist. Doch wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.* (Mk 8,33)

Damit meint Jesus: Der Weg des Kreuzes ist der Weg der Liebe und des Heils.
Das ist ja die Erfahrung, für die das Kreuz steht: Dort, wo wir am schwächsten sind, kommt Gott uns mit seiner Kraft am nächsten, hilft uns auf und erweist sich als der rettende Gott, der uns durch unser Leiden hindurchführt in ein anderes Leben.
Und der Friede Gottes, welcher höher ist als unsre Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne in Christus Jesus, Amen.